

Wettbewerb Food Writing: eingereichte Texte

Text Nr. 1: Plädoyer für eine Wurst	2
Text Nr. 2: Das Frikassee	7
Text Nr. 3: Zwiebelkuchen und die Suche nach dem Glück	9
Text Nr. 4: Endstation Essen	13

Text Nr. 1: Plädoyer für eine Wurst



Es ist mir bisher nie in den Sinn gekommen, mal so etwas zu schreiben, hätte ich nicht Frau Landbecks Zeilen gelesen. Aber so stand es nun mal da. Gleich ganz oben, dazu als Blickfang in fett: **Food-Writing**. Und genauso schnell wie mir dieses Wort ins Auge fiel, suchte dasselbe bereits auf der Rechneratatur nach der Delete-Taste. Das braucht kein Mensch, denke ich bei mir und: liest also auch keiner. Ich bin ja schon leicht genervt, wenn ich die, oft zu Adipositas neigenden und vorschnell ergrauten Mittvierziger in den Programmen der TV-Sender sehe, die sich Was-weiß-ich-wieviel-Sterne-oder-sonst-was-für-Köche nennen und deshalb meinen, dass dieses oder jenes Gericht mit genau der Beilage das ist, welches wir in uns hineinzwängen müssen. Hm? Bin mir grad nicht so sicher; aber sind nicht über sechzig Prozent unserer Bevölkerung grundsätzlich übergewichtig? Natürlich nur statistisch gesehen, versteht sich. Zu dem Teil der Bevölkerung gehören dann sicher auch die Leute, die ich dann im Kino, trotz freier Platzwahl ausgerechnet neben mir sitzen habe. Natürlich ausgestattet mit dem XXL-Becher Popcorn und dem anderthalb Liter fassenden Becher Cola. Und als Krönung holen die sich dann in der Werbepause noch schnell ein Eis. So weiß ich, geruchstechnisch meine ich, als Abendbrot-daheim-Esser nämlich irgendwann nicht mehr, ob das Schmatzen jetzt der Dolby-Surround-Sound des Filmes ist, oder ob meine Sitznachbarin gerade nur mal eben noch schnell die Nachoschale geleert hat. Tja, Food-Writing.

Meinem Nervpegel tut es ebenfalls nicht gut, wenn im TV bei drögen Kochsendungen auch noch fade Gäste dabei sind. Aber zum Glück müssen die zur Strafe auch das kosten, was der Typ in seiner gebügelten und strahlend-weißen Kochjacke da fabriziert hat. Nochmals Tja und: Pech gehabt.

„Hmmm. Schmeckt toll!“ Ja? Ist das so? Ich meine, hat man schon mal einen sagen hören: „Sieht zwar toll aus, schmeckt aber wie schon mal gekaut!“

Diese ehrliche Antwort hätte ja wirklich Stil, finde ich und weiß aber, dass wir wohl nie Zeuge einer solchen schonungslosen Ehrlichkeit werden. Also, weil es halt so ist, wie es ist – „Food“ ist ein unnötiges Format. Genau wie dieses Thema als Fingerübung vom Schreibwerk berlin – dachte ich bei mir.

Ich habe die Mail von Frau Landbeck dann nur weggeklickt, nicht gelöscht und war später irgendwie froh darüber, sie noch einmal in Ruhe lesen zu können. Denn von da an ging mir: „Schreiben Sie einen Text über ein Essen in der Weihnachtszeit“ nicht mehr aus dem

Sinn und die Verknüpfung von Aufgabe und eigener Idee kam ein paar Tage später wie von selbst.

An einem Freitag, der Abend ist noch nicht alt, spaziere ich eher zufällig in Richtung Weihnachtsmarkt. Die Stadt, den ganzen Tag sowieso nur in graues Dezemberlicht getaucht, ist jetzt längst in der Dunkelheit der Nacht verschwunden. Nur der warme Lichtschein aus den Fenstern der Häuser, der Lichterketten und Straßenbeleuchtung sowie der Ampeln an den Kreuzungen machen diese trüben Stunden punktuell ein wenig heller.

Ein Gemisch aus Weihnachtsmusik und dem Gedudel aus Jahrmarktständen und von Karussells überfällt mich schlagartig. Dazu lässt mich das Riesenaufgebot von Menschen kurzzeitig innehalten. Der Anblick des jährlich aufs Neue wiederkehrenden Schauspiels aus Leuten, die entweder mitten auf dem Weg zwischen den Hütten und Verkaufsständen stehen bleiben, ihrem Tabakgenuss frönen und dabei in Smalltalk vertieft sind, sowie denen, die sich, mit Kinderwagen, dickem Rucksack, Hund und der restlichen Familie ausgestattet, genau an diesen Stellen hindurchzwängen wollen, lässt mich unsicher werden. Auch diejenigen mit etlichen Paketen oder Großgeschenktüten unter den Armen, sind wieder da, um ein Bad in der Menge zu nehmen.

Was verleitet Leute dazu, sich mit ihrer Hatz und dem Zwang, große Geschenkverpackungen zu sammeln, in eine Menschenmenge zu begeben?

Aber auch die, die ihr Fahrrad festhalten und sich offensichtlich schon seit einiger Zeit dem Genuss angewärmter Getränke mit reichlich Alkohol hingegeben haben und nun auch den Weg aus dem Knäuel von Menschenleibern suchen, sind nicht besser. Dieses Bild meldet letztlich meinem Hirn die Frage, ob die Idee, spontan über den Weihnachtsmarkt zu schlendern, wirklich so gut ist.

Zögerlich setze ich mich wieder in Bewegung. Am ersten wirklichen Weihnachtsstand fühle ich mich in eine Wolke aus altem Frittenfett eingehüllt. Dabei verspricht mir ein übergroßes Bild über dem Stand die leckersten Pommes überhaupt. Aber es stehen Leute am Stand und kauen. Offensichtlich sind sie der Verlockung aus visuellem Versprechen und dem unablässigen Anpreisen dieser Kartoffelstäbe durch die mit Weihnachtsmütze ausgestaffierte Verkäuferin wohl gerne auf den Leim gegangen. Ein paar Verkaufsstände und dem immer gleichen Mix aus Jingle-Bells und Stille-Nacht-als-Diskoversion später, weht mir ein anderer Wind entgegen. Ich bleibe stehen und bekomme gleich von einem, der hinter mir geht, die sicher nett gemeinte Frage: „Mann, geht’s noch?“, gestellt. Da ich so schnell aber keine Antwort darauf habe, trete ich etwas zur Seite, raus aus dem Strom von Leuten. Ich brauche mich nicht anzustrengen, denn der intensive Geruch der Gewürze, vermischt mit dem vom kurzzeitig erwärmten Teig, alles serviert mit einigen lausigen Salamischeiben unter zweifelhaft wenigem Käse, überwältigt mich – auch Alberto aus Kalabrien hat seinen Stand hier mitten in der Fußgängerpassage. Offensichtlich ist es sein Schwager, der gleich nebenan den angeblich besten Rotwein seiner Heimat verkauft, denn die Landesfahnen am Stand sind dieselben.

Von schräg gegenüber erklingt Geigenmusik. Ich weiß nicht, ob es an der Kälte des Abends liegt; schließlich lässt sich dieses Instrument nur sehr schlecht mit kalten Fingern spielen, aber dieses Impro-Stück lässt in mir die Frage aufkommen, ob derjenige es nicht besser kann oder eben jetzt nicht mehr. Und warum der Geiger mehrere, nicht zusam-

mengehörnde Uniformteile einer ehemals großen, brüderlichen Armee trägt, bleibt mir hier auch verborgen. Sein Instrumentenkoffer steht vor ihm aufgeklappt auf der Erde, ist aber im Gegensatz zur Flasche Wodka daneben leer. Und von mir aus wird das auch so bleiben. Ich setze mich wieder in Bewegung.

Eine blonde Schönheit in einer Tracht verkauft Honig und Süßigkeiten aus der Ukraine. Am nächsten Stand sehe ich Würste hängen und Rentierfleisch liegt aufgeschnitten zur Kostprobe. Das zumindest lese ich auf dem Pappschild. Der Verkäufer: als mache ihm die Temperatur überhaupt nichts aus, steht er im T-Shirt hinter seinem Tresen und streicht sich, als er seine Ware anpreist, immer wieder über seine Fellweste. „Von Rentier...“ Ich bin verunsichert, als ich ihn beobachte. Stammt die Weste auch von dem Ren, welches sein Fleisch hergeben musste? Ich, etwas unschlüssig darüber, gehe weiter. Sehe Ziegenkäse aus Rumänien. Wieder Honig; diesmal aus Schweden. Dann, hinter dem Stand, an welchem ein nach Indianer ausschauender Mann – ich vermute aus Peru oder Mexico – versucht, seine Stricksocken, Schals, Mützen mit integrierten Ohrklappen und Handschuhe loszuwerden. Und wieder eine Hütte, aus der eine Wolke fettgeschwängelter Dunst nach oben wabert. Im schummrigen Licht des Verkaufsstandes spiegeln sich unendlich viele Krakauer auf dem Grill und werden dicker, bis sie irgendwann, nicht rechtzeitig vom Rost genommen, unter lautem Zischen zerplatzen. Aber die Leute am Stand scheint dies nicht zu stören; sie verlangen eine Extraportion Grünkohl darüber garniert, worauf der rundliche Verkäufer so eifrig nickt, dass die Bartenden seines Riesenschnauzers lustig hin und her wackeln. Beim Anblick der nach Fett glänzenden, roten Wurst vergesse ich glatt meinen Appetit auf etwas Herzhaftes. Anstatt dessen überlege ich, ob es nicht auch etwas Süßes sein kann, das ich mir gönne. Allein beim Gedanken an warmen Quarkteig, gerade noch im Ölbad geschwenkt, dann reichlich mit Puderzucker bestäubt, setzt automatisch mein Schluckreflex ein.

Den kann auch der durchdringende Geruch von Hammelfleisch auf dem Grillspieß nicht abschwächen. Denn Bauch und Kopf sagen mir sofort: Nein, auch hier werde ich nicht mein Abendbrot essen. Ganz bewusst drehe ich mich ein paar Mal hin und her und lasse die Stände mit CDs, Kerzen, Lichterketten und Pyramiden und Spielzeugen aller Art aus. Ich setze mich in Bewegung und schaue auch nicht genauer hin am Käsestand, dem Schinkenverkauf, den Badelotionen und Glasfigürchen. Und obwohl die Frau hinter der Theke versichert, ihr Brot sei ganz frisch, ignoriere ich ihr Werben um mich. Ich werde langsamer. Sehe. Rieche. Höre.

Die vielen Leute, das Sammelsurium verschiedenster Musik, die irgendwie mit Weihnachten zu tun hat, die Gesprächsfetzen, die die Besucher einhüllen, umschwärmen mich. Ich bleibe gänzlich stehen. Gleichzeitig spüre ich, wie sich mein Fokus verändert, ich den Trubel hier nicht mehr sehe, auch die Musik sehr leise wird, bis sie irgendwann ganz aus ist.

Dafür registriere ich ein anderes Bild:

Ein Marktplatz. Auf dem Kopfsteinpflaster spiegelt sich das wenige Licht von Kerzen wider. Um ein großes, altes Gebäude in der Mitte des Platzes stehen einige Marktbuden. Sie sind liebevoll mit Reisig, Tannengrün und wenigen Lichterketten geschmückt. Es stehen Leute in Grüppchen davor oder sitzen auf Holzbänken und Strohbällen. Von einem der Stände klingt leise Weihnachtsmusik herüber. Ja. Tatsächlich, denke ich mir, ein Schall-

plattenspieler. Ich sehe mich überrascht um und erkenne, dass viele der Leute mitsummen oder sich sacht im Rhythmus der Melodie wiegen. Mein Papa singt leise mit. Er drückt meine Hand, als ich ihn anlache.

In einer großen Schale lodert ein Feuer, das die Wangen der umstehenden Personen rot werden lässt vor Wärme und Behaglichkeit. Die Stimmung ist zwar gedämpft, stiller, aber freudig. Die Menschen, hinter dem Verkaufsstand und davor, das wird mir bei der Betrachtung klar, kennen sich alle. Nennen sich beim Vornamen. So wie ich, denn ich weiß nun, was ich sehe: Einen Weihnachtsmarkt meiner Kindheit. Frau Beier aus dem Kindergarten verkauft die Kekse; Frau Schulze aus dem Milchladen den Kakao. Unser Schulhausmeister verkauft selbstgeschnitzte Namensschilder, die Frau Wagner vom Gemeindeamt selbstgebastelte Gestecke. Überall riecht es nach gebackenen Keksen und Waffeln, nach Zimt und Marzipan. Es gibt Stollen, Gugelhupf, Glühwein und Kakao. Ich schau zu meinem Vater und weiß, dass er, zum Abschluss des Weihnachtsmarktes mit mir zu dem Stand gehen wird, von dem uns schon aus großer Entfernung der süße Geruch nach gefülltem Lebkuchen mit Schokoladenüberzug einholt. Wir lieben die Dominosteine aus Pulsnitz – sie sind zum Abschluss vor dem Nachhause-Gehen unausgesprochene Pflicht. Und auch in diesem Jahr steckt uns der nette Verkäufer ein, zwei dieser Steine zusätzlich in die Papiertüte und sagt, wir sollen sie unbedingt probieren. Pah, denke ich bei mir, machen wir doch jedes Jahr.

Und irgendjemand aus dem Dorf hat Bekannte in Thüringen. Anders ist es nicht zu erklären, dass immer zu Weihnachten genau diese Würste den Weg in diese kleine Landgemeinde an der Grenze zu Polen finden. Auch wie jedes Jahr treibt mir bei aller Völlerei dieser spezielle Grill-Geruch das Wasser auf die Zunge. Ich schlucke mehrfach. Die Kombination aus über der Holzkohle vor sich hin bratender Wurst im Naturdarm, vermischt mit den blau-schimmernden Wolken des Bieres, das zum Ablöschen der Flammen genommen wird, macht den Geschmack dieser Wurst einmalig. Offensichtlich geht es meinem Vater genauso. Denn er lächelt und zückt, ohne etwas zu sagen, sein Portemonnaie. Er bleibt bei den Nachbarn stehen und schwatzt, ich aber steuere zielstrebig den Stand mit Thüringer Bratwürsten an. Und stolz, mit dem Geld meines Vaters diese Köstlichkeit zu holen, beeile ich mich, in Richtung Grill zu kommen. Jetzt werde ich für jeden von uns eine holen. Die, in die aufgeschnittene Semmel gedrückt, mit Senf darauf, sind die jährliche Krönung des Abends. Und später, zu vorgerückter Stunde, wenn die Frauen Punsch trinken und sich die Männer dem Landbier zugewandt haben, werden die Gespräche und Geschichten immer lustiger. Dann werde ich wieder dorthin gehen, um noch ein paar dieser Würste zu holen. Schließlich ist Weihnachtszeit.

Meine Gedanken verblassen genauso schnell wie sie mir bewusst wurden; die Realität holt mich ein. Ich bin wieder zurück im lauten Wirrwarr des Weihnachtswahnsinns um mich herum.

Noch zielstrebigere als in meiner Kindheit, steuere ich nun zwischen den Marktbuden hindurch. Vorbei an Polnischer Gurkensuppe und Krakauer, Gulaschsuppe aus Ungarn. Auch das Popcorn weckt keinen Appetit in mir, genauso wie der angebotene Tokajer – wen wundert's – ich war noch nie Weintrinker. Der Schwede bietet mir kalte Fruchtsuppe an; soll eine Köstlichkeit aus dem Norden sein. Ich lasse ihn und seine Suppe stehen. Das Bi-

gos würdige ich genauso wenig eines Blickes wie die Pilzpfanne oder die Bratkartoffeln, die Currywurst, Lebkuchenherzen oder irgendwelche Cupcakes. Die geräucherte Wurst vom Stand mit regionalen Produkten riecht unzweifelhaft gut – ist aber nichts im Vergleich zu dem, was ich mir in den Kopf gesetzt habe.

Noch auf dem Weg zum ausgesuchten Stand krame ich das Geld hervor und drücke es dem Verkäufer schon bei meiner Bestellung in die Hand. „Zwei Thüringer Bratwürste mit Senf. Schließlich ist Weihnachtszeit!“

Text Nr. 2: Das Frikassee



Im Verlauf des Heiligen Abends höre ich in geringen Abständen Sätze wie: „Es hieß damals nur, die Russen kommen, sie sind nur noch vier Kilometer entfernt.“ „Wir packten unser Hab und Gut zusammen und begaben uns auf die Flucht.“ „Alle hatten Angst, einige weinten, wiederum andere riefen, Kinder und Frauen zuerst auf den Hänger.“

Im Hintergrund stand die von mir am Vorabend zubereitete Hühnersuppe,

die darauf wartete, zu einem Frikassee verarbeitet zu werden. Meine drei mittlerweile erwachsenen Söhne wünschten sich dieses einfache Essen. Sollte es doch an den darauffolgenden Weihnachtsfeiertagen bei ihren Tanten festlicher und genüsslicher zugehen. Mit Gänse- und Entenbraten würden sie dann zugestopft werden, so ihre Aussagen. Einzige Bedingung war für mich, ihre 95jährige Oma mit uns den Heiligen Abend verbringen zu lassen, um ihr Alleinsein damit zu umgehen.

Meine Vorfreude auf den besinnlichen Abend wurde schnell durch die fortwährenden Sätze getrübt, die nicht verstummen wollten.

Die Oma, eine stolze Frau, immer korrekt und sauber gekleidet, ihre Haare frisch zurecht gemacht, in einem rötlichen Ton gefärbt, hatte sich auch in den letzten Jahren sehr gut gehalten. Am Telefon eine sehr lebendige, klangvolle und jugendliche Stimme, konnte sie, kaum in der Wohnung angekommen, demonstrierend eine Gehstütze in der linken Hand, laut und schwer atmend, auf einmal keinen Schritt mehr vor den anderen tun. Meine Jungs hatten sie abgeholt und – wie es mir später vorkam – dann hier in meinen vier Wänden abgestellt.

Im Grunde genommen kannte ich sie seit den ersten Wochen der Schwangerschaft mit meinem ältesten Sohn: meine Schwiegermutter, Mutter meines viel zu früh verstorbenen Mannes. Bis heute hatte sie mir nicht gesagt, wie ich sie anreden sollte. Somit umging ich seit nun mehr fünfundzwanzig Jahren die persönliche Anrede und sprach in der dritten Person mit ihr. „Die Oma möchte ein Glas Wasser?“, oder „was wird die Oma wohl dazu sagen?“ Dieses Unpersönliche ließ uns miteinander auskommen, aber immer eine größere Distanz wahren.

Mein Ziel im Auge behaltend, gemeinsam mit Omas Kochkünsten ein feines Frikassee zu einem genüsslichen Heiligen Abend Essen herzurichten, drängte ich sie behutsam in Richtung Herd und zählte all die Zutaten auf, die ich wohlwollend zuvor besorgt hatte. Ich erinnerte mich beim Einkauf an meine Kindheit. Es eines meiner Lieblingsessen, Zitrone und

Kapern gehörten hinein, meine Mam hatte das immer so gut gekocht, nie hatte ich etwas vermisst und satt geworden sind wir auch immer.

Die Oma stand vor meinem Herd und schaute mit Entsetzen in den Hühnersuppentopf. „Das soll reichen?“ „Das soll ein ganzes Huhn sein und zweimal Suppengrün, sagst du, sind da drin?“ Mein Selbstbewusstsein fuhr in genau diesem Moment auf den Nullpunkt, trotz meiner Erfahrungen des jahrelangen Selbstkochens. Ich sah mich um, die zweifelnden, schimpfenden Laute der Oma im Hintergrund fortwährend wahrnehmend und blickte auf meine normal genährten Söhne, alle gut geraten. Keiner sah unterernährt aus oder hatte sich jemals beklagt, ich hätte zu wenig gekocht in den letzten Jahren. Meine Jungs sahen mich an, zogen die Augenbrauen hoch und sandten mir Blicke des Wohlwollens zu, so ungefähr, Mama, du schaffst das schon mit der Oma. Und sieh doch ein, wir sind froh, sie noch zu haben und du warst einverstanden, dass sie mit uns den Abend verbringt.

Ich wandte mich wieder der Oma zu, hörte die Sätze: „Es war schrecklich damals, weißt du?“ „Dieses Weinen überall.“ Ihre Augen dabei auf den Topf gerichtet, „ach Mädchen, ich weiß wirklich nicht, ob das reicht für uns, was sagtest du, hattest du noch besorgt? Mehl und Butter brauchen wir auch.“ Während sie die ganze Zeit redete, versuchte ich abzuschalten und stellte mir vor, ich wäre mit meinen Jungs irgendwo allein, fröhlich erzählend an einem großen Tisch, stellte dabei aber fest, es würde etwas fehlen.

Über ihre eigenen Emotionen sagte sie nie etwas, in all den Jahren nicht. Für diese Stärke bewunderte ich sie insgeheim und fragte mich, wie sie damit zurecht kam, nach all dem Erlebten.

Text Nr. 3: Zwiebelkuchen und die Suche nach dem Glück



Die Tränen laufen ihr über die Wangen. Sie streckt die Arme ganz nach vorne, um so weit wie möglich von den Zwiebeln entfernt zu sein. Sie weiß, dass ihr der schweflige Stoff Isoalliin das Wasser in die Augen treibt. Ein Stoff, der die Pflanze vor Fressfeinden schützen soll, wie Ratten und Mäuse, aber keine Chance hat gegen den Menschen, seinen Hunger und seine scharfen Küchenmesser. Sie wischt sich mit dem Ärmel ihrer Bluse übers Gesicht, um besser sehen zu können. Im Fernsehen sucht Horst Lichter das Glück auf seinem Motorrad zu-

sammen mit Hardy Krüger junior. Sie hätte auch gerne mal wieder ein wenig Glück. Besonders heute am Heiligen Abend. Sie hat schon lange nicht mehr vor Glück geweint, sie kann sich kaum mehr an das Gefühl erinnern, das irgendwo in der Körpermitte seinen Ursprung hat, und dann durch den Brustkorb hinaufschwappt, wie eine große schäumende Welle und sich aus den Augen heraus ergießt. Jetzt gerade wäre so ein Gefühlsausbruch allerdings sehr störend. Sie muss Herz und Hand unter Kontrolle halten, um die Zwiebeln in zarte dünne Ringe zu schneiden.

Sie kennt das Rezept auswendig, hat es oft mit ihrer Mutter zusammen gekocht, ein Arme-Leute-Essen. Arm, das war ihre Familie gewesen, ihr Vater, Bergmann auf Prosper Haniel, war sein Leben lang eingefahren, bis die Lunge versagte. Der Vater von Horst Lichter hatte es besser, Braunkohle, Tagebau bei Beuel. Aber man soll ja nicht klagen. Sie schmilzt Butter in der großen Pfanne, füllt die Zwiebeln hinein und rührt mit dem Holzlöffel um. Ganz langsam, bei geringer Hitze lässt sie das harte Gemüse garen, schaut zu, wie die kräftigen Ringe nachgeben, biegsam und geschmeidig werden, wie ihr dichtes Weiß glasig und durchsichtig wird. Sie schaltet die Hitze auf die kleinste Stufe und schaut Herrn Lichter zu, wie er mit Hardy durch die Verdonschlucht rast und dabei zum Besten gibt, dass zu zweit fahren doch viel schöner ist als alleine, und dass er mit Hardy doch viel gemeinsam hat, ein totes Kind zum Beispiel.

Sie schüttelt den Kopf. Alles ist zu zweit schöner. Sie hätte heute Abend auch gerne ihren Sohn bei sich, aber der stellt sich tot, schon ein halbes Jahr, das ist fast schlimmer, als wenn er wirklich tot wäre. Ihre Augen werden feucht, und diesmal sind es nicht die Zwiebeln. Sie atmet tief ein und ein süßer Duft steigt ihr in die Nase, die Zwiebeln sind gar. Sie streut noch etwas Zucker darüber und lässt die weichen Zwiebelringe zart karamellisieren.

Anschließend kühlen sie in einer breiten Schüssel langsam aus. Sie hält eine hauchdünne Scheibe geräucherten Speck gegen das Licht, fast kann sie hindurchschauen, und fährt vorsichtig mit der Zunge über das fettige Bauchfleisch, schmeckt den Rauch, in dem es hing, und sofort läuft ihr der Speichel in die Mundhöhle. Sie muss schlucken und lachen zugleich und lässt die Speckstreifen in die Pfanne gleiten, leckt ihre Finger ab, die fettig glänzen und schmierig schmecken. Schnell bildet der Speck einen öligen Film auf dem Pfannenboden und der würzige Geruch von Rauch und Fleisch hängt im Raum. Die Streifen krümmen sich in der Hitze und landen auf den gedünsteten Zwiebeln. Schnell gibt sie das rosige Hackfleisch in die noch heiße Pfanne, würzt kräftig und entschlossen mit Pfeffer, Salz und Chili und öffnet das Fenster einen Spalt, damit der Dunst abziehen kann. Horst Lichter fährt gerade an der glitzernden Côte d'Azur entlang und fragt sich, ob die Menschen da auch glücklich sind, unterlegt von romantischer Geigenmusik. Sie summt leise mit und versucht ein paar zaghafte Tanzschritte, hebt die Arme, als würde sie die Schultern eines starken Tanzpartners berühren.

Glücklich, ja, glücklich wäre sie gerne mal wieder, in den Armen eines Mannes oder an der Seite ihres Sohnes. Wenn sie nur wüsste, wie es ihm geht und wo er sich aufhält. Wenn er nur hier wäre, sie würde auch den Mund halten, würde sich nicht einmischen, sich raushalten aus seinem Leben, seinen Entscheidungen. Schnell lässt sie die Arme sinken und schiebt die Pfanne beiseite, das Hackfleisch ist braun und duftet scharf und würzig. Sie häuft ein wenig auf die Gabel, pustet und probiert, reißt den Mund sofort weit auf und ringt nach Luft. Heiß, sehr heiß, ihr Gaumen schwillt ein wenig an, schlucken ist unmöglich. Sie rollt das Fleisch im Mund hin und her, ausspucken möchte sie nicht, und langsam wird es besser. Die Temperatur normalisiert sich und das Aroma breitet sich in ihrem Mund aus und kitzelt in der Nase. Sie kaut genussvoll und schluckt. Lecker! Sie schlägt Eier auf, lässt die goldenen Dotter im glibberigen Eiweiß in eine Schüssel gleiten, schlägt sie zügig mit der Gabel auf und gießt die saure Sahne an, verrühren, würzen, eine Prise Muskat, den geriebenen Käse unterziehen und schon entsteht eine sämige, zähe Masse. Derweil sitzen Horst Lichter und sein neuer Kumpel Hardy auf einem kleinen Dorfplatz in der Sonne und denken über das Leben und die Zeit nach, die ihnen noch bleibt. Guck mal, ein Maßband sagt der Horst, hundert Zentimeter könnten hundert Jahre sein. Wie alt wird ein Mann so ungefähr? Nehmen wir mal achtzig Jahre. Er schneidet das Maßband bei achtzig Zentimetern ab. Und jetzt nehmen wir mal mein Alter, sechsfünfzig. Er schneidet das Band bei sechsfünfzig ab, bleiben noch vierundzwanzig Jahre übrig. Ein kleiner Schnipsel weißen Bandes, vierundzwanzig mal Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Was macht man damit? Jeden Moment genießen! Ja, denkt sie, ja, das stimmt.

Auch sie ist sechsfünfzig, genauso alt wie dieser Lichter und auch sie möchte genießen, bevor alles zu spät ist, sie das Alter spürt, in den Knien beim Laufen und in den Händen beim Arbeiten, im Kopf, wenn ihr die richtigen Worte nicht mehr einfallen und in den Ohren, wenn sie nicht mehr verstehen kann, was die Verkäuferin beim Bäcker fragt. Und sie sollte sofort mit dem Genießen anfangen. Im Kühlschrank steht eine Flasche Weißwein. Der Flaschenöffner schraubt sich quietschend in den Korken, sie spürt die Kühle der Flasche an der Innenseite ihrer Oberschenkel, presst die Beine fest dagegen und plop, die Flasche ist offen. Es entsteht ein glucksendes Geräusch, als sie die Flüssigkeit in das

schön geschliffene Glas gießt, ein Erbstück der Mutter. Sie hebt das Glas, hält es gegen die Deckenlampe, so als würde sie jemandem zuprosten, ihrer toten Mutter vielleicht, oder ihrem Sohn, der sich totstellt, oder dem Mann, den sie gerne kennenlernen würde. Na dann, Prösterchen, sagt sie laut und führt das Glas zum Mund. Ihre Nase nimmt den Wein wahr, bevor die Zunge ihn schmeckt, ein schwacher Duft von hellblauen Hyazinthen, reifen Himbeeren und wildem Oregano. Gierig trinkt sie, der Wein kitzelt ihre Zunge, hunderte von kleinen Bläschen scheinen in ihrem Mund zu tanzen, sie schluckt die Blumen, die Kräuter, die Früchte und staunt. Ganz am Ende, ganz versteckt hinter Blüten und Beeren schmeckt sie die Erde, die Tiefe der Berge, Edelstein und Mineral. Sie nimmt noch einen Schluck, ja, das ist Genuss, ein kleines Glück aus Sonne und Erde geboren. Prost mein Sohn, ich liebe dich.

Sie holt die Plastikschißel vom Schrank, in der ein Hefeteig unter einem Geschirrtuch geruht hat. Mit bemehlten Händen hebt sie die Teigkugel aus der Schüssel und knetet sie schnell und sacht zweimal durch. Die Masse lässt sich zusammendrücken wie ein Schwamm und bläht sich gleich danach wieder auf. Die Oberfläche fühlt sich samtig an unter ihren Händen, vorsichtig streicht sie darüber, als würde sie ein Haustier streicheln, ein rosa Ferkel oder eine nackte Maus, ganz weich und zart fühlt sich das an. Ihr Sohn hatte sich als kleiner Junge immer ein Haustier gewünscht, aber sie hatte es strikt abgelehnt, zu viel Haare, zu viel Dreck. Das war ein Fehler, ja, der Kleine wollte doch nur etwas zum Liebhaben, zum Kuscheln, Anlehnen, Verantwortung, Nähe. All das konnte sie ihm anscheinend nicht geben. Rabenmutter. Sie schlägt den Teig in die Backform und drückt ihn platt, von innen nach außen, kreisförmig dem Rand entgegen. Im Fernsehen nimmt Horst Lichter irgendwo in Cannes auf einem Sofa Platz, eine getigerte Katze rollt sich auf seinem Schoß zusammen und er fährt mit den Fingern durch ihr glänzendes Fell. Kommt das Glück mehrmals zu uns, fragt er die Frau im pinkfarbenen Kleid und diese nickt lächelnd, denn sie ist zum zweiten Mal verheiratet. Der Horst ist ja schon zum dritten Mal verheiratet. So viel Glück hatte sie nicht. Nur einen Ehemann, und das war der falsche. Schon kurz nach der Geburt seines Sohnes machte er sich aus dem Staub. Auf Nimmerwiedersehen. So sieht das Glück nicht aus! Rückwärts betrachtet weiß man, wo die glücklichsten Strecken im Leben waren, sagt der Lichter im Fernsehen und da hat er recht. Ein Baby im Arm zu halten, die Nase zwischen Ohr und Schulter in die weiche Säuglingshaut zu stecken und tief einzuatmen, dieser Geruch von Milch und Honig, das eigene Fleisch und Blut, das ist Glück. Der Teig füllt den Boden der Backform aus, wölbt sich am Ende zu einem stabilen Rand auf. Sie verrührt Zwiebeln, Hackfleisch und Speck, verteilt alles auf der Teigplatte, gießt die Mischung aus Eiern, Sahne und Käse darüber, verteilt den restlichen Käse und Butterflöckchen auf der Oberfläche und ab damit in den vorgeheizten Backofen. Jetzt hat sie eine halbe Stunde Pause und schaltet die elektrischen Kerzen am Weihnachtsbaum ein. Dann warten, noch ein Glas Wein, Schuhe aus und die Beine hochlegen. Hoppla, sie muss ein bisschen weggenickt sein, im Raum hängt ein süßlich herber Duft, der Zwiebelkuchen ist fertig. Sie braucht keine Uhr, sie riecht es. Der Kuchen hat eine glänzend braune Kruste. Sie schaltet den Backofen ab und stellt die Form mit dem Kuchen auf ein Holzbrett ans Fenster zum Auskühlen. Ein bisschen warten, vielleicht kommt er doch noch. Sie deckt den Tisch für zwei, schlägt die weiße Tischdecke auf, lässt

sie auf die Tischplatte sinken und streicht sie mit den Händen glatt. Die guten Teller mit dem Goldrand, Messer und Gabel, Stoffservietten, die geschliffenen Gläser für Wasser und Wein, eine Kerze. Die Blechform öffnen, der Kuchenrand löst sich perfekt von der Form. Das scharfe Messer gleitet sauber durch die krosse Oberfläche und zerteilt den Kuchen in dreieckige Teile.

Sie setzt sich an den Tisch, löst vorsichtig ein Stück Kuchen vom Blechboden und tut sich auf. Die Zwiebeln dampfen, sie sticht die Gabel in die Kruste, die leise knistert. Es schmeckt herrlich, der mürbe Teig, der sich im Mund mit den saftigen Zwiebeln und dem deftigen Fleisch mischt, die Kruste, die zwischen den Zähnen kracht. Sie hat Hunger und isst gierig ein zweites Stück, während Horst Lichter und Hardy im Dorf Cabris ankommen. Hier lebte die Mutter von Antoine de Saint-Exupéry, der den Kleinen Prinz schrieb. Er war Pilot und wenn er über den Ort flog, wackelte er mit den Flügeln seiner Maschine, um seine Mutter zu grüßen. Wenn ihr kleiner Prinz sie wenigstens grüßen würde, wenigstens eine Postkarte zu Weihnachten oder ein Telefonanruf, aber nein, nichts. Nur mit dem Herzen sieht man gut zitiert Horst Lichter und sie hebt das Glas dem Fernsehgerät entgegen. Fröhliche Weihnachten sagt sie laut, und fröhliche Weihnachten, mein kleiner Prinz protestet sie der Wohnungstür zu. Es klingelt, sie hastet zur Tür, Hannes!

Text Nr. 4: Endstation Essen



Die Gänsebrust duftet verführerisch, ein wenig vergoren, wie es diese 13s Fleisch, meine ich, an sich hat und leicht säuerlich herb der Rotkohl, die Klöße prall nach Sättigung, die Soße würzig und ein bisschen nach was Verbotenem. Ah und Oh, lass es dir schmecken, tönt der Familienchor. Meine Frau wendet sich an meine Eltern. Vielen, vielen Dank ihr Lieben, das sieht richtig, richtig lecker aus und wie das duftet! Meine Schwester sagt, lass es dir *mund*. Ich sehe es sofort vor mir: Die Lippen öffnen sich, die Speise darf rein, rauf auf die Zunge, der Gau-

men will schmecken, die Zähne wollen kauen, die Muskulatur will arbeiten, die Chemie feiern – es sei denn, es läge wirklich ein ganz grober Irrtum vor. Dann müsste man sich, weil eingebaut in die Tischordnung und ohne die geringste Chance, noch rechtzeitig an den Ort zu gelangen, wo man gleichzeitig erbärmlich elend und unendlich erleichtert sein kann, ins Familienrund übergeben.

Man ist was man isst, sage ich und meine Schwester reagiert sofort. So ist er, und das klingt weder vorwurfsvoll noch entschuldigend, aber auch nicht einfach lieb wie von großen Schwestern, eher so, als würde sie es genießen, dass ich wohl nie erwachsen werde für sie. Was könnte eine Schwester von ihrem Bruder auch mehr verlangen? Rindvieh, sagt meine Frau trocken und deutet auf mein saftiges Rumpsteak. Alle lachen und gewiss nicht nur über ihre clevere Wendung meiner Spitze, sondern auch darüber, wie sie das tut, so völlig authentisch, wollen sie meinen.

Mein Vater erhebt sich und hält eine kleine Ansprache; auf das Jahr, das schon wieder um ist, wie gut es Mama und ihm, altersbereinigt, geht, wünscht uns Glück und Wohlergehen und einen gesegneten Appetit. Wir prostern uns zu, meine Schwägerin spielt etwas angesäuert mit ihrer Apfelsaftschorle mit. Sie trinkt null Alkohol und hat deswegen in dieser Familie tatsächlich ein Akzeptanzproblem. Ich möchte wissen, wie sie das beim Abendmahl macht, da läuft sie doch ständig hin, ätzt meine Schwester, wie bei jedem Fest. Ich rücke dicht an ihr Ohr. Pass mal auf: Beim Abendmahl geht's eigentlich um den großen Kult des Fressens und gefressen Werdens. Diese heutige Verniedlichung zum geweihten Sündchen mit staubigen Plätzchen und schlechtem Wein ist eine tragische kulturelle Verirrung, denn die wirkliche Sünde brauchen wir feist und sättigend und dringender als die Luft zum Atmen. Und gar zu gerne würden wir ihr doch noch den allerletzten Schlag unseres Herzens im Lustrausch opfern, wenn uns nicht der Verzicht auf die völlige Hingabe im

letzten Moment doch immer wieder verlockender wäre, nur weil wir uns von der albernen Hoffnung auf ein ewiges Leben als heilige, *de*-inkarnierte Geister blenden lassen.

Ist es nicht so? Sie räuspert sich eingeschüchtert. Hirngespinnste! Ich bedaure, dass ich nicht Ethnologe geworden bin. Dann könnte ich jetzt im Dschungel sitzen, Menschenfleisch essen, mich hemmungslos berauschen und in den Körper eines Schakals schlüpfen! Ist ja schon gut. Ich kann ja auch nichts dafür, dass du nicht Pfarrer, äh... Dingsbums geworden bist.

Beim Essen versuchen wir zu schweigen. Aber menschliche Essgeräusche sind ohne menschliche Sprache nicht lange auszuhalten. Lust, nachher UNO zu spielen?, der Kleine ist auch dabei, fragt mein Bruder genau in dem Moment, als ich die Gabel aus dem Mund nehme. Ich muss kauen und das zwingt mich, über meine Antwort nachzudenken und nicht gleich abzublocken, weil ich nur selten ein geselliger Spieler bin, aber UNO geht ähnlich wie Mau-Mau, man muss so schnell und geschickt wie's geht alle Karten loswerden und das wiederum liegt mir, dieses Ablegen von Aufgaben und Pflichten. Und er hat einen guten Roten, den er ohne mich heute alleine trinken müsste und das ist nun wirklich nicht nötig.

Der Sohn meiner Schwägerin, der gerade bei seinem Vater ist, hat mir gestern einen Witz erzählt, einen, bei dem ich mitarbeiten musste: Hunde in unterschiedlichen Ländern machen unterschiedliche Geräusche, fing er an, und jetzt kommt die Frage: Wie klingen Hunde in England? Ich machte Wow, Wow, mit vorgetäuschem Kaugummi im Mund. Das ließ er durchgehen. Und wie in Deutschland? Wau, Wau. Auch das war richtig. Und in China??? Ich bemühte mich, aber das klang wohl irgendwie nicht nach Hund, jaul, jaul oder so. Neeeee..., lachte er. Brutzel! Brutzel! Ich lachte bissig zurück. Schwarzen Humor liebe ich zu sehr, um ihm mit der Seele von Tieren zu kommen, die man kulturell bedingt bei uns besser nicht grillen sollte. Guter Witz, lobte ich und dann war mir kurz bange, ob er das nicht doch bald ausprobiert, denn was weiß ich noch, was mit Dreizehnjährigen heutzutage so vor sich geht, wenn sie anfangen, sich mit dem Ernst des Lebens zu beschäftigen und für sich selbst zu sorgen.

Bescherung war heute Morgen. An Heiligabend kriegen wir uns schon lange nicht mehr alle unter einen Hut. Dieses Jahr gab's Nüsse ohne Ende, sagte meine Mutter und behauptete, sie habe tagelang Walnüsse geknackt, als sie ihre Tütchen verteilte. Meine Frau und ich bekamen je eines. Ist das nun Altersweisheit oder aus Versehen, fragte ich meinen Bruder. Absicht, lachte er, wir haben auch zwei bekommen. Schon in Ordnung, wir schlafen ja auch in getrennten Betten. Meine Frau puffte mich in die Seite. Stimmt doch gar nicht! Wir haben allen ein Glas selbst gedörrte Grünkohl-Chips geschenkt. Ab Mitte November haben wir Gurken gegessen, die aus den kleinen Gläsern, die sind perfekt für die Chips, zumal mit grünem Deckel. Die Grünkohl-Chips waren letztes Jahr schon der Renner, vor allem bei den Jungen. Dieses Jahr interessierten sie sich auch fürs Rezept.

Meine Nichte hat uns ihr Trockenfleisch geschenkt, eine in Plastik eingeschweißte rotbraune Masse, die aussieht wie eine verschrumpelte Blutkonserve, die man bei Ausgrabungen gefunden hat. Sie beschäftigt sich mit Paleo, hängt das Fleisch aber nicht mehr in die Bäume, sondern nimmt den Backofen zur Hilfe. Praktisch, so ein Einschweißgerät, sagte meine Frau und begann sich näher dafür zu interessieren. Ich blickte hinaus ins

Freie. Die Wiesen, Bäume und Felder glitzerten geradezu übermütig silbern und golden. Kommt, lasst uns raus gehen ins himmlische Licht, bevor die Sonnengöttin den Raureif trinkt und die fragile Schönheit zusammen bricht, rappte ich, und alle kamen mit, nur meine Eltern nicht.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag fährt meine Frau zu ihrer Schwester nach Karlsruhe. Ich bleibe noch zwei Tage. Zum Abschiednehmen gehen wir wie immer durch den Garten. In die Bäume und Sträucher hat mein Vater Tannenzapfen gehängt, die er in ausgelassenem Rindsfett getränkt und mit Sonnenblumenkernen gespickt hat. Kommen nur ganz wenige. Wir hatten einige Brutpärchen hier übers Jahr, in fast allen Kästen waren tote Küken. Sie finden nichts mehr. Dann zeigt er auf das Gehöft hinten in der Landschaft. Die haben dieses Jahr fünfmal gespritzt. Die ausgewiesenen Brachstreifen für Wildkräuter haben sie einfach umgepflügt, obwohl sie für die Überlassung gut bezahlt werden. Müssen sie nicht mal einsäen. Das macht die Gemeinde. Das ist doch strafbar, sage ich. Tja, meinst du etwa, da kümmert sich hier die Polizei drum? Die Hessen haben die Grünen in der Regierung und das Dreckszeug verboten. Da, ein Rotkehlchen! Mitten auf dem Gartenweg. Ja, guck mal, wie es sich aufplustert, ruft meine Mutter und schaut ihrem kleinen Jungen in die Augen. Ist aber doch ein Kleiber! Roter Bauch, nicht nur Kehlchen! Und doch mehr braun als rot, schon vergessen? Ich nehme die Brille ab und schaue sie an. Die Unschärfe tut mir irgendwie gut. Ich setze schon mal Kaffee auf. Gibt auch noch Frankfurter Kranz, sagt sie und geht ins Haus. Wenn wieder mal eine Art ausstirbt, können wir sie ja immer noch googeln, hat neulich jemand in der U-Bahn gesagt. Das Tier in mir hätte ihm gerne auf der Stelle die Kehle durchgebissen. Die ganze Schöpfung steht auf dem Spiel. Wenn sich bald nichts ändert, gibt es Hunger und Krieg, sagt mein Vater und macht mich sprachlos. Schreib darüber. Wir gehen schweigend in den Vorratskeller. Er schenkt mir ein Stück frisch geräuchertes Bauchfleisch und packt mir so viele von seinen Golden Delicious, auf die er besonders stolz ist, in eine Plastiktüte ein, dass ich Stopp sagen muss. Den Boskop magst du ja nicht... Ich lasse mir noch zwei Boskop schenken. Wir umarmen uns. Komm bald mal wieder. Er vergisst wie immer, meine Frau zu erwähnen. Grüße an deine Frau, sagt er dann doch, als ich mich zum Gehen wende. Nein, er vergisst nicht, sie ausdrücklich auch einzuladen, er will mir nur sagen, dass ich jederzeit, egal was ist, auch alleine kommen kann. Die Gedankenleserei, die er voraussetzt, ist anstrengend und eine unerschöpfliche Quelle für nervenaufreibende Missverständnisse. Ja klar, logisch, mach ich, sie freut sich schon auf nächstes Mal, hat ihr echt super gefallen, sag' ich, und dann ist er mir plötzlich wie fremd, weil er meinen schnellen, aufgeladenen Sätzen überhaupt nicht zuhört.

Im Speisewagen frage ich eine Frau, die nach Kunstlehrerin aussieht, ob ich mich an ihren Tisch setzen darf. Sie erlaubt es. Ich klappe mein Notebook auf und kriege einen Kaffee gebracht. Sie bietet mir Plätzchen aus einer hübschen runden roten Plastikdose an, die vermutlich einen Designpreis gewonnen hat. Selbstgebacken? Ich nicht, meine Tochter. Ein Nein verbietet sich also und ich wäre auch zu schwach dafür. Nach fünf Tagen Familie an Weihnachten esse ich alles so demütig wie ein seelisch gebrochener Kriegsgefangener. Wohin sie fahre. Nach Essen. Endstation Essen, scherze ich. Sie lacht. Ja, das kann man wohl sagen.